

F.A.Z. - Feuilleton
MITTWOCH, 23.05.2018

Marxismus als Frauensache

Wenn Rechte über Lehren klagen, die alles verderben, nennen sie neben dem Sozialismus gern den Feminismus. Was haben diese beiden miteinander zu tun?

Eine neue Idee zu sozialen Geschlechterbelangen hatte Marx nicht anzubieten. In der Frage der Frauenemanzipation stellte er sich anständigerweise in eine Tradition, deren Ideenkernel sein Freund Engels in „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft“ (1877) den kanonischen Ursprung zuweist: „Der französische Sozialist Fourier spricht es zuerst aus, dass in einer gegebenen Gesellschaft der Grad der weiblichen Emanzipation das natürliche Maß der allgemeinen Emanzipation ist.“ Unter dieser „allgemeinen Emanzipation“ versteht Engels, ganz wie Marx in seiner „Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“ (entstanden 1843/44), die Abschaffung aller Verhältnisse, in denen „der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist“. Unter die Bestimmung „Mensch“, wie Marx sie hier gebraucht, fallen auch Frauen, Portugiesen und alle Eishockeyspieler (Stichwort „Universalismus“).

Wer diesen Regenschirm zu groß findet, wird sich spezielle Mützen aufsetzen müssen, wenn es gießt, darunter antirassistische, altersgruppenspezifische oder eine, der ein ausgezeichnetes Sonderheft der Zeitschrift „Das Argument“ aus dem Jahr 2015 unter dem Titel „Wege des Marxismus-Feminismus“ gewidmet ist, wobei das Bindestrichwort der Herausgeberinnen Frigga Haug und Ruth May selbstbewussterweise ein bisschen nach „Marxismus-Leninismus“ klingt – wohl auch, damit alle, denen die ernsthafte Umwälzung des Vorhandenen grundsätzlich ein bisschen zu heiß ist, gleich von vornherein dem Kongress fernbleiben, den das Buch verschriftlicht – mit weltweiten Übersichtsartikeln zwischen staatsbürgerlichen und privathaushalts-

bezogenen Konfliktfeldern, die, wie Frigga Haug schreibt, auf nichts Bescheideneres hinauswollen als auf die „marxistische Refundierung des Feminismus“ und die „feministische des Marxismus“.

Wer dieses Buch durchgearbeitet hat, ist mit dem Thema nicht fertig, weiß aber, wo anzufangen wäre, wenn nicht alles so bleiben soll, wie es leider ist. Dass die revolutionäre Arbeit, die Marx begonnen hat, auf die immer wieder neue Auffrischung derartiger Lektionen nicht verzichten darf, haben Leute wie Rosa Luxemburg, Clara Zetkin oder Alexandra Kollontai existenziell wie intellektuell klargestellt. Andere bestanden und bestehen darauf, die Erweiterung ökonomischer um geschlechterbezogene Gesellschaftsanalysen sei weniger eine der Ergänzungen als vielmehr der Korrektur – dem Namenspatron des Marxismus sei die Sphäre der Arbeit daheim, die keinen Profit abwirft, nämlich nicht wichtig genug gewesen. Die radikalste Artikulation dieser Ansicht hat die Wertkritikerin Roswitha Scholz in die Welt gesetzt, als sie 1992 den Lehrsatz aufstellte, „der Grundwiderspruch der Wertvergesellschaftung von Stoff (Inhalt, Natur) und Form (abstrakter Wert)“ sei ab initio selbst „geschlechtsspezifisch bestimmt“.

Ein bisschen relativieren darf man den Rüffel an die Adresse des Alten, er habe in seinem Bild des Kapitalismus alles übersehen, was nicht direkt dem Lohnarbeitsverhältnis subsumiert ist, erstens durch die Erinnerung daran, dass er nicht den Anspruch hatte, das Leben im Kapitalismus in toto zu beschreiben – sein Hauptwerk heißt mit gutem Grund „Das Kapital“ und eben nicht „Der Kapitalismus“. Zweitens aber muss sich die These einer direkten Ursache-Wirkung-Beziehung zwischen Wertvergesellschaftung und Geschlechterunrecht zumindest die Nachfrage bieten lassen, warum es Geschlechterunrecht dann auch in vor- und außerkapitalistischen Gemeinwesen gibt. Mit dieser Nachfrage ist allerdings auch jene in der Arbeiterbewegung unrühmlich weit verbreitete, starre Haupt- und Nebenwiderspruchsperspektive erschüttert, die voraussetzt, eine Überwindung des Grund- oder Hauptwiderspruchs zwischen Kapital und Arbeit könne, ja müsse das Geschlechterunrecht gleich mit auflösen.

Es dürfte wohl eher so sein, wie die im Geiste der älteren Sozialdemokratie sensu August Bebel argumentierende Autorin Barbara Kirchner gern sagt: Besitzverhältnisse wie der Feudalismus oder der Kapitalismus sind wie Dreck, in dem soziale Krankheiten gedeihen, etwa Sexismus und Rassismus. Wer die Krankheiten isoliert behandelt, hat den Dreck nicht beseitigt und muss damit leben, dass sie jederzeit

wiederkommen können; und wer umgekehrt nur den Dreck wegputzt, hat die Krankheiten nicht besiegt.

Bei Marx werden die Wörter „Frau“ und „Frauen“ eher spärlich gebraucht, in augenscheinlich zunächst fast beliebigen Zusammenhängen, von der Bemerkung in der gemeinsam mit Engels verfassten „Deutschen Ideologie“ darüber, dass das Eigentum „in der Familie, wo die Frau und die Kinder die Sklaven des Mannes sind, schon seinen Keim, seine erste Form hat“, über Statistiken, die zeigen, wie viele Männer beziehungsweise „Weiber“ jeweils in englischen Spinnereien beschäftigt sind, bis hin zu einer gruseligen Stelle in den „Ökonomisch-philosophischen Manuskripten“ von 1844, wo Marx mit Verweis auf klassische schöne Literatur sagt: „Die Eigenschaften des Geldes sind meine – seines Besitzers -- Eigenschaften und Wesenskräfte. Das, was ich bin und vermag, ist also keineswegs durch meine Individualität bestimmt. Ich bin hässlich, aber ich kann mir die schönste Frau kaufen. Also bin ich nicht hässlich, denn die Wirkung der Hässlichkeit, ihre abschreckende Kraft ist durch das Geld vernichtet.“

Aus der relativen Seltenheit der Wörter „Frau“, „Frauen“, „Weib“ und „Weiber“ bei Marx darauf zu schließen, dass ihm die Menschen, die man so nannte und nennt, egal oder unlieb gewesen wären, ist nur statthaft, wenn man auch glaubt, er hätte Personen, die „Kapitalist“ oder „Kapitalisten“ heißen, besonders faszinierend gefunden oder gar gemocht.

Es könnten vielmehr durchaus die Wörter fürs Weibliche selbst gewesen sein, gegen die sich sein Schreiben sträubte, denn sie benehmen sich bis heute in den Sprachen, die er schrieb, wie Naturbestimmungen, die direkt ins Gesellschaftliche importiert werden können: Was sich an einer Person biologisch aufweisen lässt, bestimmt ihre soziale Position dann gleich mit, in so gut wie allen historisch verbürgten Gesellschaften (selbst im halb legendären Matriarchat: Da ist es dann eben eine Auf- anstelle der sonst üblichen Abwertung). Weiß man, wie Marx das Wort „naturwüchsig“ verwendet, nämlich als Fluch wider alles, was dergestalt unbefragt aus der Natur ins Soziale importiert wird, kann man sich seine Haltung zur „Frauenfrage“ leicht ausrechnen: Sie war ihm an all den Stellen leidig, an denen sie Biologismen erleichtert oder nezessiert.

Hat er die Natur also verabscheut? Keineswegs, er erinnert ja zum Beispiel in der „Kritik des Gothaer Programms“ (1875) diejenigen, die

sie als Reichtumsquelle übersehen, machtvoll eben daran. Aber wo ein Denken (zum Beispiel bei Ludwig Feuerbach) Natur einfach Natur sein lässt, ohne Verantwortung für ihre beim Menschen unvermeidliche Vermittlung durch Produktion zu übernehmen, wird Marx sauer. Natur bietet Chancen und Fallen, keine Rechte und Pflichten. Wer das verwechselt, schafft (dumm oder böswillig) Anschlüsse für Ausbeutung, Unterdrückung und andere soziale Übel. Neuerdings tun dies Jungs und Männer, die den Feminismus beklauben wollen, indem sie sich als Benachteiligte inszenieren, als „Incel“ zum Beispiel. Das Kürzel steht für „involuntary celibate“ (unfreiwillig zölibatär) und meint Männchen unserer Art, die keine ihren Triebansprüchen gemäßen Partnerinnen finden. Sie fordern nun „gleiches Recht auf Sex“ und verweisen auf das Spiel, das in der Natur die Rangordnung über Paarungserfolge mitbestimmt. Damit gleichen sie islamistischen Märtyrern, die für ihre Mord- und Selbstmordleistungen einen Strauß Jungfrauen im Paradies verlangen (der Vergleich ist in unserer schaurigen Zeit nicht weit hergeholt, googeln Sie mal „Alek Minassian“, den Amokmörder vom 23. April diesen Jahres in Toronto).

Wer individuelles sexuelles Glück zur Gleichheitsfrage erklärt (während in Wahrheit nur Fragen nach Teilhabe am gesamtgesellschaftlich Produzierten auch solche nach Gleichheit sein können), begeht fahrlässig oder absichtlich einen Denkfehler, den man nicht nur politisch oder soziopathisch radikalieren, sondern auch ästhetisieren kann, wie das der Schriftsteller Michel Houellebecq seit „Ausweitung der Kampfzone“ (1994) tut: Von „Attraktivität“ erzählt er mit Vorliebe in Statuskonstellationen, für „Verlierer“ ist bei ihm deshalb auch „der Islam“ eine Option. In Wirklichkeit geht es beim Liebesglück zwar selbst im Fall der Verführung mehr um bewegliche intersubjektive Energiehaushalte als um irgendeinen bescheuerten Punktstand in Rangkämpfen; aber das einzusehen, darf man von einem Künstler, der zwar gern von Schönheit und Lust redet, den aber wohl nicht seine Gene gezwungen haben, sich zu präsentieren, als wäre er aus einem kalten Zigarrenstumpen geschlüpft, wahrscheinlich nicht verlangen.

Der „Gesellschaftsvertrag“, den Marx in Verlängerung und Zuspitzung von Rousseaus einziger wirklich guter Idee realisiert wissen wollte, wird von allen mit allen geschlossen, macht so Privilegien unmöglich und schützt damit unter anderem auch die Privatsphäre, übrigens auch das Eigentum an persönlichen Gebrauchswerten (das andernfalls von denen, die Produktionsmittel besitzen, zugeteilt oder entzogen werden kann). Wie sichert man Glücksmöglichkeiten, ohne

Glück zu garantieren? Dieses Thema erbte Marx von der Aufklärung. Was er damit angestellt hat, ist der Schlüssel zu seinem Werk, der dessen stärkste Tiefenmotivation erschließt. Um sie wird es in der nächsten (und letzten) Folge dieser Serie gehen. Dietmar Dath